Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 22

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Berlin W 35 Copiryght by: Horn-Verlag.

Der steptische Bug in der Miene des Franzosen verstärkte fich. "Ihr Feingefühl in allen Ehren, Herr Weindal! Aber wozu hatten Sie es nötig, den Schuß felbst abzuleugnen?"

"Weil es den Leuten zumindest recht merkwürdig eischienen wäre, hätte ich, ohne die Tur zu öffnen, erklärt, ein Schuß fei aus meiner Piftole versehentlich losgegangen . . .

Der Kommissar schwieg einen Augenblick. "Haben Sie Herrn Lawrence nie gedroht?" fragte er dann.

"Ich wüßte nicht warum ich es getan haben sollte."

"Also nein?"

"Nein, bestimmt nicht!"

Der Rommiffar wandte sich an ben Rapitän. "Bitte laffen Sie mal die Stewardeß tommen!"

Der Ire klingelte. Während man auf das Erscheinen der Mrs. Wilson wartete, zerbrach ich mir den Ropf, was die Stewardeß wohl gegen mich aussagen könnte. Ich hatte die Frau bis jest kaum gesehen und weder Lawrence noch Milica in ihrer Gegenwart jemals gesprochen.

Die Stewardeß erschien und war sich ihrer Wichtigkeit voll= fommen bewußt. Ich habe es in meinem Leben mehr als ein= mal gesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Frauen in einem bestimmten Alter vor Gericht und Behörden aussagen. Es liegt nabe, daß diese Bereitwilligkeit sie nur allzu leicht verführt, Dinge zu behaupten, die sie weder gesehen noch gehört, sondern lediglich empfunden haben. Phantasie und Wirklichkeit verwischen sich in ihrem Bericht und selbst dem erfahrensten Richter fällt es manchmal nicht leicht, im Bericht der Zeugin die Grenze zwischen Erlebtem und Empfundenem auseinanderzu=

"Berichten Sie uns, Madame", wandte sich der Kommissar an die Stewardeß, "was Sie gestern sahen".

Nach einem raschen, wie es mir schien, scheuen Blid auf

mich, begann die Frau: Ich wurde gestern nacht, kurz vor elf Uhr, in die Kabine von Miß Borgholm gerufen. Miß Borgholm leidet manchmal an heftigen Kopfschmerzen, ich muß dann stets bei ihr sein, um

ihr kalte Umschläge zu machen. So auch gestern. Ich befand mich vielleicht eine Viertelstunde bei Miß Borgholm, als sie mich um etwas Eiswaffer bat. Der vorgerückten Stunde wegen wollte ich nicht den Steward rufen und ging darum selbst in die Pantry, das Gewünschte zu holen.

Als ich an der Kabine fünf vorbeitam, hörte ich aus dem Innern erregte Stimmen. Ich war überrascht, denn ich erkannte in einer Stimme die von Herrn Lawrence...

"Warum überraschte Sie das", unterbrach die Stewardeß der Kommissar.

"Weil ich wußte, daß Herr Larwence und Herr Weindal erst kurz vorher einen heftigen Streit hatten. Ich war also über= rascht, daß Herr Lawrence sich jett in der Kabine von Herrn Beindal befand."

"Und da blieben Sie stehen und horchten?"

Mrs. Wilson sah den Kommissar beleidigt an. Hoheitsvoll fagte fie: "Es ist nicht meine Gewohnheit, an Türen zu horchen."

"Schon gut, Madame, ich meinte nur, daß Sie hören konnten, was in der Kabine geredet wurde", fagte beschwich= tigend der Kommissar.

Die Stewardeß, befänftigt, fuhr fort: "Da in der Kabine sehr laut gesprochen wurde, und da der schwere Samtvorhang an der Tür anscheinend nicht vorgezogen war, konnte ich einige Worte deutlich vernehmen. Es war Herr Weindal, der gerade lprach. Er fagte: "Einer von uns ist überflüssig;"

Ich wollte aufbrausen, aber der Kommissar kam mir zuvor. "Rlangen die Worte drohend?"

"Unbedingt!"

Nun konnte ich nicht mehr zurückhalten. "Das ist einfach lächerlich! Die Worte, die die Stewardeß aus meinem Munde vernommen haben will, hat Herr Lawrence ausgesprochen!" Ein empörter Blick der Frau traf mich.

"Sie haben es gerufen, das kann ich jederzeit beschwören!" rief sie kampfbereit.

Der Rommissar wandte sich an den Kapitan. "Hatte die Stimme von herrn Lawrence eine gemiffe Aehnlichkeit mit der von Herrn Weindal?"

Der Ire schüttelte den Kopf. "Herr Lawrence besaß eine tiefe und heisere Stimme. Ich halt es für ausgeschlossen, daß man die Stimmen der beiden Herren verwechseln konnte.

"Danke", sagte der Kommissar. Und zu mir gewandt: "Nun, Herr Weindal, geben Sie zu, die Worte: "Einer von uns ist überflüffig' gefagt zu haben?"

Ich wollte schon heftig protestieren, als mir plöglich die Erinnerung durch den Kopf schoß. "Bitte fragen Sie doch ein= mal die Stewarden, welche Worte dem von ihr erwähnten Ausruf folgten ... " bat ich.

Der Kommissar sah auf Mrs. Wilson.

Sie erklärte: Da es nicht meine Gewohnheit ift, an fremden Türen zu lauschen, sah ich, daß ich weiterkam. Als ich das zweitemal die Kabine passierte, war es still drinnen ...

Schade, daß Mrs. Wilson nur den Ausruf: "Einer von uns ist überflüffig' gehört hat und nicht auch die Fortsetzung", sagte ich. "Der ganze Sat lautete nämlich folgendermaßen: "Einer von uns ist überflüffig — zumindest hier in diesem Raume!"... Ich wollte damit Lawrence andeuten, daß seine Gegenwart in meiner Rabine unerwünscht sei."

Der Kommissar schien in Gedanken vertieft, plöglich fragte er: "Ift dieser Sat bereits nach dem Schuß gefallen?

Ich atmete auf.

Der Umstand, daß die Stewardeß die Stimme von Lawrence in meiner Rabine Minuten nach dem Schuß vernommen hatte, bedeutete die Rettung für mich.

"Selbstverständlich war das später!" rief ich.

"Haben Sie den Schuß ebenfalls gehört?" wandte fich der Kommissar an die Frau.

Sie hatte nichts vernommen.

Auch konnte sie sich nicht an die genaue Zeit erinnern, wann sie in der Pantry gewesen sei.

Der Kommissar sandte fie jett zu Milica, die, wie ich vernahm, frank zu Bette lag, um zu fragen, ob Milica ihn noch= mals empfangen könne.

Die Stewardeß tam bald gurud, und fie und der Rommiffar verließen den Salon.

Nach wenigen Minuten erschienen sie wieder. An der Miene des Rommiffars fah ich, daß er sich einen negativen Bescheid geholt haben mußte. Obichon Milicas Rabine von meiner recht entfernt lag — sie befand sich steuerbord — war es merkwürdig, baß weder sie noch die Stewardeß den Schuß gehört hatten.

Wußte Milica, wieviel für mich von der Beantwortung der Frage abhing?

Bu meinem Unglück war die Stewardeß, als fie das Eis= maffer holte, niemandem von der Schiffsbesatzung begegnet. Es ließ sich also nicht der Beweis erbringen, daß Mrs. Wilson nach dem Schuß die Worte in meiner Rabine vernommen hatte. Meine einzige Hoffnung war jest, den Rugeleinschlag in meiner Kabine zu finden.

Mit den Polizisten begab ich mich deshalb dorthin. Die vier Männer begannen die Wände und die Einrichtungsgegen= stände des Raumes instematisch abzusuchen. Es blieb ein Rätsel, wieso trot gründlicher Suche, die verirrte Rugel nicht aufzufin-

Ich hatte mir da etwas Schönes eingebrockt. In Gedanken verwünschte ich die Schätze des Maharadschas. Auf diesen Juwelen mußte ein Fluch laften. Dem Maharadscha wurden sie geraubt, Williams' und Lawrences Tod war zweifellos mit dem Schate in irgendeinem Zusamenhange und auch mir brachten sie Unglück.

Die Polizisten hatten das Suchen bereits aufgegeben. Wahrscheinlich glaubten sie überhaupt nicht an die verirrte Rugel. Ich wußte, was nun folgen würde: Die Aufforderung, in das wartende Polizeiboot zu steigen.

Da fragte der Kommissar wie beiläufig: "Herr Lawrence hat also die Bistole mitgenommen?"

"Ja, er nahm sie mit", erwiderte ich, denn ich dachte an das gefundene Taschentuch.

Es war die einzige Unwahrheit in meiner Aussage und gerade aus ihr wurde später versucht, mir einen Strick zu drehen

Als ich den Boden von Sprien betrat, war ich ein Gefangener der Polizei.

16. Kapitel.

Es gibt angenehmere Orte, als eine Zelle des Gerichtsgefängnisses in Beirut. Kein Mensch fümmerte sich um mich. Bis auf den "Chef", den Ausseher, den ich einige Male am Tage zu Gesicht bekam. Er war einmal grob, einmal jovial, je nach seiner augenblicklichen Laune, die wieder von der Laune seiner Frau und der Wenge des genossenen Kotweins abhängig war.

Gleich nach meiner Einlieferung in das Gerichtsgefängnis wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er war ein Südfranzose, ohne den versöhnlichen Humor seiner Landsleute. Wie der "Chef" mir später verriet, war mein Untersuchungsrichter dis vor furzem Staatsanwalt in Indochina gewesen, wo er sich ein Leberseiden geholt hatte. Er war ein Misanthrop.

Ich unterlasse, den Berlauf unserer ersten "Unterredung" zu schildern; sie unterschied sich von meiner Bernehmung auf der "Wilica" und der folgenden auf der Polizeipräfestur nur wenig. Ich gebe zu, die Indizien waren gegen mich.

Ich blieb bei meiner ersten Aussage. Ein Haftbefehl wurde gegen mich erlassen.

Schon am nächsten Tage wurde ich erneut dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er empfing mich mit einer verdäcktigen Freundlichkeit. Man hatte inzwischen die Obduktion der Leiche vorgenommen, der Befund ergab, daß Lawrence in der Tat mit der verschwundenen amerikanischen Armeepistole getötet worden war. Dies war, wie sich aus dem folgenden ergeben wird, ein neues außerordentlich belastendes Indizium gegen mich.

Der Untersuchungsrichter forderte mich auf, meine lette Unterredung mit Lawrence noch einmal in aller Ausführlichfeit zu schildern. Mit einem stillen Seufzer leistete ich der Aufforderung Folge. Der Untersuchungsrichter unterbrach mich kein einziges Mal. Ich merkte, er war auf der Lauer.

Wir beobachteten uns gegenseitig. Heimlich, denn der Untersuchungsrichter sah scheinbar an mir vorbei, und mein Blid schweiste in dem engen, trot der hereinslutenden Sonne und des geöffneten Fensters muffigen Raum umher. Doch in Wirtlichteit ließen wir uns nicht aus den Augen. Mit einer sass siederhaften Spannung wartete ich auf den Augenblick, da mein Gegner in meine Rede einhafen würde.

Ich hatte geendet und schwieg. Auch die Schreibmaschine des Protokollführers war verstummt.

Da sagte der Untersuchungsrichter: "Sie haben bei sämllichen Bernehmungen ausgesagt, daß Lawrence, als er Ihre Kabine verließ, die Bistole mitnahm. Das stimmt doch?"

Ich erschraf. Aber meine Stimme klang ruhig, als ich erwiderte: "Ja, das stimmt!"

Der Untersuchungsrichter nagte an seiner Untersippe. Er tat dies häufig. "Haben Sie selbst Lawrence die Pistole zurückgegeben? fragte er.

Fortsetzung auf Seite 521.

Hinaus . . . hinaus . . .

Laßt uns nicht verferfert trauern hinter Fenstern, hinter Mauern, wo uns Fleisch und Blut verbleicht, Mark und Muskel schlafft, verweicht! In die Freiheit, unter Sonnen! Zu der Erde Lebensbronnen! Aus der Enge, aus dem Weh, her zum lust'gen, weiten See, wo die Stürme zaumlos streben, sestlich weiße Wolken schweben, lichtgeschwellt im schönen Blau, aus der Fluten tiesem Grau froh sich Wellenleiber heben; Da ist Freude, da ist Leben! Da ist Frische, da ist Araft, Leib und Seele zu erheben Uus der Not der häuserschaft!

Das Leben in der Sonne

"Strandbadsaison", — so heißt das große Wort des Sommers, Saison im Wasser, am Wasser — und ums Wasser herum. Zitternde Luft voll flirrender Hitz, Sonne, hauchseiner Schimmer der Dämmerung, goldstroßende Kugel am Mittag, purpurner Ball an geheimnisvollen Abenden. Kristallen funkelnüber Sand, sprühend in silbernen Körnchen, und die ewige Melobie des sockenden Wassers.

Horizonte, die beinahe ohne Ende find, blau in blau versfinkend, weiße Segel über schaumgekrönten Wellen, Rauchsahenen ferner Dampfer. Traum von Weite und Meer — seliger Sommer.

Aus staubigen Städten sind sie geslohen, sommertrunken oder modesüchtig, schwimmbegeistert oder promenadenlüstern, mit Liebessehnsucht oder Flirtgedanken, jazzbandwütig oder schwimmfreudig.

Die Sportsleute, die Wassersportler, sehnig, schlank, bronzebraun, traben in Dauerläusen strandauf, strandab. Ihre neuzeitlichen Kameraden, die Sportgirls, wippen zweimal mit den Zebenspitzen auf dem höchsten Sprungbrett, während die Zuschauer Herzklopsen kriegen. Ein Ruck geht durch den biegsamen Körper, ein Stoß und ein herrlicher Mädchenkörper fliegt, von Kraft geschnellt, im Salto mortale durch die brodelnde Sommeralut

Der Herr Direktor, gestern noch unantastbare Würde in didem Anzug, liegt bescheiden, den kleinen Bauch verlegen ein-

gezogen am Silberstrand, Badegirls, eines immer sescher, hübscher, verlockender als das andere, schleudern mit beiden Armen einen Ball "abseits", gerade auf des Herrn kostbare Nase. Aber er schimpst nicht — er lacht. Der Herr steht auf, reitet auf einem Gummitier ins Wasser, quitscht und sprizt und fällt herunter und klettert rauf, Jugend, Leichtigkeit, Fröhlichkeit des Sommers wie der Sirenenchor der Badegirls um ihn.

Während man im Wasser, Muskeln, Lungen kräftigt, um die Wette Wasserball spielt und Dauerschwimmen trainiert, bilden sich am Strand umfangreiche Gruppen umfangreicher Gesellschaften, die sich ihre im Winter mühsam angeschaffte Wärmeschicht abschwißen — abbaden

Bie die Kinder ihr Paradies im Bad finden, wo sie Burgen bauen können und Kanäle, wo sie Schiffe schwimmen lassen und planschen können, so werden auch wir alle wieder zu Kindern am sonnigen, herrlichen Strand. Der Badetaumel packt alle: der Herr, der abends ein breitschultriger, wattierter Gent ist, muß aus seinem Anzug und erscheint mit schmalen Schulkern gar nicht siegesbewußt neben dem athletischen Schwimmer, das kleine Mädchen aber, das überall auftaucht, übertrifft im Badeanzug alle Erwartungen, Männer starren sinnend in die simmernde Leere ... dabei ist das harmlose Mädchen nur glücklich darüber, daß sie jung ist, schön, und vom hellen Glanz durchleuchtet wird, wie so ein trunkener Sommersonnentag ...

im versumpften Seegelände ift der einzige schweizerische Brut= plat der mövenähnlichen Fluß- Seefch malbe. Zahlreich und lärmend freisen die schlanken, grauweißen Bögel über ihrem kleinen Reich. Da vorn aber, im dunnen, noch vorjährig gelben Schilf, brütet ein Schwan auf einem Saufen gufam= mengetragener durrer Schilfrohre, den fie und er als eine Insel ins seichte Wasser gebaut.

Ein andermal haben wir Gelegenheit, durch das Beobach= tungsfernrohr auf einem grünen Landstreifen in noch überschwemmtem Gebiet fast 20 schwarzschwänzige Uferschneps fen fich mit ihren grotest langen Schnäbeln pugen oder auf und ab spazieren zu sehen. Die scheuen Bögel verbringen den Sommer im hohen Norden, viele in Lappland. — "Der Moos= Stier ruft", fagen die Leute im April oder Mai; es ift der ei-

genartig dumpfe Ruf der Rohrdommel. Zwei eigenartige Türme, die an römische Zeiten erinnern tönnten, aber durchaus friedlichen Zwecken dienen, stehen bier am Fanel-Strand: zwei ornithologische Beobachtungstürme, von denen der eine der "Ala", der andere einem Neuenburger Berein für Bogelschutz gehört. Die wahren Nachfolger des einstigen Kömerturmes, des mittelalterlichen Tour de Brone aber sind zwei kleine Sperrforts, die mahrend ber Grenzbesehungszeit am Bronekanal bei La Sauge errichtet worden find und heute verlaffen und verwahrloft, aber immer noch intakt und tückisch am Wege stehen mit ihren drohenden F. A. Volmar. Maschinengewehrschießscharten . . .

("Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

"Ja."

"Hm, finden Sie das nicht recht widerspruchsvoll?! Lawrence war betrunken und hatte Sie mit der Bistole bedroht. Und Sie geben ihm die Baffe, die Sie ihm entwunden haben wieder zurück . . .

"Ich gebe zu, mir war nicht sehr wohl zu Mute. Aber ich mußte bei meiner einmal gemachten Ausfage bleiben.

"Es ift nur ein scheinbarer Widerspruch", fagte ich. "Lawrence hatte sich während unserer Unterredung allmählich beruhigt. Auch kam ich zu der Ueberzeugung, daß er die Waffe nicht gezückt hatte, um mich einfach niederzuknallen, es war mehr ein symbolischer Akt. Lawrence wollte damit bedeuten, daß einer von uns freiwillig zu verschwinden hätte. Ich hatte also keine Bedenken, ihm die Pistole zurückzugeben...

Mir schien es, als ob der Untersuchungsrichter ironisch lächelte. "Es ist edel von Ihnen, daß Sie den Toten eines gegen Sie geplanten Mordanschlags freizumachen versuchen. Oder ge= schieht das nur, um nicht selbst in den Berdacht zu geraten, den erfolglosen Anschlag des Amerikaners Ihrerseits mit einem erfolgreicheren erwidert zu haben ...?"

"Bollen Sie mir dies einreden, Herr Untersuchungsrich= ter?" ermiderte ich siemlich volunte erwiderte ich ziemlich respektlos.

Nun wurde er bose.

"Sie sind ein verstockter Sünder, Weindal! Aber das mit der Pistole bricht Ihnen den Hals!"

Er drückte auf die Klingel.

Ein Juftizbeamter in Uniform trat ein.

Der Zeuge Washington soll kommen!"

Eine Wilson kannte ich schon. Wer war aber Washington? Schon im nächsten Augenblick erhielt ich die Antwort.

Mit einem halb erschreckten, halb frechen Grinfen in seinem ichwarzen, wie poliert glänzenden Gesicht betrat das Zimmer der Neger Robra. Er trug seinen Sonntagsstaat. Einen hell= grauen, auf Taille gearbeiteten Sakkoanzug, blizende Lackchuhe, ein giftgrünes Seidenhemd und eine knallrote Krawatte, in der eine haselnußgroße Glasperle steckte. Erst später entdeckte ich, daß die Perle eigentlich eine Taschenlampen-Glühbirne war; zweifellos verband sie eine unsichtbare Leitungsschnur mit einer Batterie in Robras Tasche. Ich hatte heimlich gehofft, Robra würde diesen Beleuchtungseffett in seiner Krawatte während der Bernehmung spielen lassen. Leider kam ich nicht auf meine Kosten. Um aufrichtig zu sein, ich sollte bald andere Sorgen haben.

Das Erscheinen des schwarzen Dieners ließ mich zunächst unbewegt. Ich war überzeugt, er würde irgendeinen Tratsch zum besten geben.

Doch es fam anders.

Der Neger berichtete folgendes. Er befand fich unter den Leuten, die auf den Knall des Schuffes zu meiner Kabine geeilt waren. Nachdem die Männer nach meinen beruhigenden Worten sich wieder zerstreut hatten, fand der Neger keine Rubes Etwas später schlich er sich erneut an meine Rabine. Er lauschte, doch in der Rabine blieb es ftill. Er beugte fich an das Schlüffelloch; er konnte nun einen Teil der schwach beleuchteten Kabine feben. Bor allem den Schreibtisch, der fich direkt der Tür gegenüber befand. Auf der Schreibtischplatte erblickte er unter der brennenden Lampe — die Pistole von Lawrence. Daß die ihm wohlbekannte Waffe dort lag, mar er bereit zu beschwören. Während er sich am Schlüffelloch befand, sah er mich im Schlafanzug das Licht ausknipsen...

Die Aussage des Negers war außerordentlich schwerwie= gend. Ich verstand auch, warum man sie mir zunächst verschwie= gen hatte. Man wollte erft das Ergebnis der Obduktion abwar= ten. Stammte das Geschoß, das Lawrence getötet hatte, aus der verschwundenen Armeepistole, so galt ich als überführt.

Daß der Neger die Leiche in meiner Kabine nicht gesehen hatte, war ohne Bedeutung. Er konnte ja durch das Schlüffel= loch nur einen Teil des Raumes überblicken, und den Fußboden vermochte er nur im Umkreise des Schreibtisches zu sehen. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß die Anklage behaupten würde, der tote Lawrence hätte sich zu dieser Zeit noch in meiner Ka= bine befunden, und ich hätte die Leiche erft fpater hinausge= schafft. Daß ich sie auf dem Korridor in unmittelbarer Nähe meiner Kabine liegen ließ, würde man mit dem Umstande er= flären, daß Lawrence von einem großen Körpergewicht gemesen war, und ich außerdem fürchten mußte, mit meiner unheim= lichen Last von jemand beobachtet zu werden.

Die Aussage des Negers zusammen mit der unerklärlichen Tatsache, daß eine Spur der verirrten Rugel in meiner Kabine nicht zu entdecken war, belasteten mich außerordentlich.

Dazu kam noch, daß ich mit Lawrence verfeindet gewesen war und ihn, nach der Aussage der Stewardes, bedroht hatte. Selbst, wenn ich jest eingestanden hätte, daß die Piftole erst während ich schlief, aus meiner Kabine verschwunden war, hätte es mir wenig genütt.

Der Untersuchungsrichter hatte anscheinend erwartet, ich würde unter der belaftenden Aussage des Negers zusammen= brechen und ein Geständnis ablegen.

Da dies unterblieb, entließ er mich wortlos. Für ihn war ich so gut wie überführt. Man würde noch aus meiner Heimat über mich Ausfünfte einholen, und dann hatte der Staatsanwalt das Wort.

17. Rapitel.

Wochen waren seitdem vergangen, und kein Mensch, außer dem Gefängnisaufseher, fümmerte sich um mich. Ich hatte Zeit genug, über mein Schicksal nachzusinnen. Manchmal, ohne es zu wollen, murde ich von einer tiefen Verzagtheit ergriffen. Meine Zukunft erschien mir in den dunkelsten Farben. hatte das Leben noch einen Zweck?

Es war ein brütend heißer Tag. Ich lag auf meiner Pritsche und starrte zur weißgetünchten, verstaubten Dede hinauf, wo eine große häßliche Spinne auf Opfer lauerte.

Im Geiste erlebte ich erneut die aufregenden Geschehnisse der letten Wochen. Ich brauchte gar nicht die Augen zu schlie= ken, um mit einer unheimlichen Deutlichkeit die bunt wechseln= den Bilder vor mir erstehen zu sehen. Mit jener elften Stunde des schicksalhaften 24. April hatte es begonnen.

Wohin hatte mich seitdem die Suche nach den geraubten Rostbarkeiten des Maharadscha geführt? Befanden sich unter den Schäten zahlreiche, sagenhaft schöne Berlen? Berlen bedeuten Tränen. Wer vergoß fie für mich? Milica? Marianne?

Fortsetzung folgt.